

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1929

29.12.1929 (No. 52)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

18. Jahrg. No 52



29. Dez. 1929

Wilhelm Zentner / Vogelschrei in der Nacht

Eine Geschichte zwischen Zeit und Ewigkeit

Seine Vorgesetzten wußten über den Postsekretär Elias Egerstorf nichts Besonderliches zu berichten, weder im Guten, noch im Schlimmen. Mit stiller Selbstverständlichkeit trug Elias die wachsende Last der Jahre auf seinem Rücken, der von der ständigen Lebensweise leicht gekrümmt war. „Weshalb sich auch beklagen, daß man älter wird?“ meinte er zuweilen, „je ferner die Jugend, desto näher der Ruhestand; je mehr Dienstjahre, desto stattdlicher das Ruhegehalt!“

Egerstorf war Junggeselle und wohnte in Untermiete bei der Kaufmannswitwe Emerentia Schulz, die ihn wegen jener lodenden Aussicht auf eine dereinstige Pension (der selige Schulz hatte in dieser Hinsicht nur mangelhaft für sie gesorgt) nicht ungern zu festerer Verbindung an sich geknüpft hatte. Gar mancher Mann, anserwählt hätte er sich gepriesen, allein wegen Emerentias Leber-Insidelsuppe, deren Duft jede noch so kritisch schnüffelnde Nase zur Kapitulation zwang. Nur einer streckte nicht die Waffen: Elias Egerstorf, der unentwegt Mittag- wie Abendmahl im Wirtschaftshaus einnahm. Dieser Mann durchmaß sein Leben überhaupt mit der Regelmäßigkeit einer Maschine; wäre ihm eingefallen, geschlossenen Auges die Lebensbahn, die ihm zu durchschreiten oblag, zu wandeln, sein Fuß hätte gewiß in keinem unvorhergesehenen Geschehnis ein Demnütis gefunden; wußte er doch durch peinlichste Auszirkelung seines Pflichten- und Vergnügungskreises jegliche Möglichkeit eines solchen aus dem Wege zu räumen. Witwe Schulz, deren Dasein trotz der üblichen Enttäuschungen, die das Leben eben mit sich bringt, noch nicht völlig entromanisiert war, schalt ihren Mieter einen Pedanten, in dessen Brust kein fühlendes Herz wohne, sondern lediglich ein nüchternes Uhrwerk abknurre. „Ein Mann ohne Sinn für das Erhabene!“ seufzte sie oft; „besäße seine nie und nimmer ins Gletten zu bringende Regelmäßigkeit nicht wenigstens den Vorzug peinlichster Mietsbezahlung, weiß Gott, ich nähme einmal einen Chorjänger oder Schauspielerdecorateur in Quartier!“

Indes, in der Beurteilung dieses Mannes gab es auch freundlichere, vielleicht vorurteillosere Stimmen, in denen kein Unterton ungewollter Liebe mitschwang. Seine Kollegen brachten Elias sogar in den Ruf eines philosophischen Geistes, weil er dem Schalterpublikum gegenüber eine unerschütterliche Gelassenheit bewahrte, die auf etnem zwar niemals verbindlich lächelnden, aber auch keineswegs unfreundlichem Gesichte lag. Passierte einmal das Versehen, daß Egerstorf sein Schalterfenster eine Minute vor der bestimmten Zeit herunterließ, schon am nächsten Tage machte

er diesen Irrtum durch mindestens drei Uebermünuten wieder wett. In die Lage, sich vor einem beschwerdeführenden Schaltergäste mit dem Hinweis auf dienliche Ueberbürdung oder neuralgische Kopfschmerzen entschuldigen zu müssen, hatte sich Egerstorf überhaupt noch nie verseht gesehen. Freilich, über den von der Dienstvorschrift umschriebenen Aufgabekreis hinaus fühlte sich der Postsekretär durchaus nicht bemüßigt; solches hätte wider jenes Gesetz absoluter Regelmäßigkeit verstoßen, unter welches dieses Leben nun einmal gestellt war. Mehr Dampf im Kessel zu haben, als für die Erreichung seiner letzten Zielstation, eines sorglosen Ruhestandes, unbedingt notwendig war — Egerstorf wäre dies als eine Art beanstandungswürdiger Vermessenheit erschienen, die eines Tages den Gleichakt seines Erdenwandels verhängnisvoll hätte beeinflussen können.

„Eines reimt sich mir nun nicht ganz zusammen,“ meinte zuweilen sein Vorgesetzter, der Postrat Blüede, wenn auf Elias die Rede kam, „daß dieser nüchterne Mensch, an dessen Statt man ruhig einen Automaten an den Schalter setzen könnte, zu Hause eine kleine Vogelzucht haben soll“ — worauf sein Amtsgenosse Kalkschmitt regelmäßig zu entgegenn pflegte: „Aber was wollen Sie denn, lieber Herr Kollege, einen Vogel hat doch jeder von uns!“

Frau Schulz konnte allerdings in dieser unerklärlichen Passion ihres Mieters keinen Vorzug erkennen, sie nannte die ganze Vogelzuchterei kurzerhand eine Schweinerei, die lediglich Schmutz und Gestank in ihren sonst so vorbildlich rein gehaltenen Räumen erzeuge. „Hätte der Mann geheiratet wie andere vernünftige Menschen auch, nicht im Traume wäre er auf solche überflüssige Gedanken geraten,“ also lautete der Rehrreim, den sie meist dieser Betrachtung anzuschließen pflegte.

Wir entscheiden uns diesmal, der Tragweite solchen Spruches wohl bewußt, für den Postrat Blüede gegen die Witwe Schulz. Die Vögel, die Elias Egerstorf in einigen geräumigen Käfigen hegte, hätten leichtlich einen minder besorgten Pfleger finden können. Denn der stand jeden Morgen frühzeitig genug auf, um seinen Schächlingen, denen die Schulz nur geringe Sympathie entgegenbrachte, noch vor Antritt der Dienststunden frisches Trink- und Badewasser zu reichen und die Futternäpfe mit den unterschiedlichsten Gaben zu füllen. Für jeden seiner Pfleglinge hatte Egerstorf sein Lieblingsgericht, einen freundlichen Pfiff, ein ermunterndes Rächeln bereit. Bei den häufigen Nahrungsstretigkeiten (denn auch die Vögel sind nicht ohne Neid) ergriff sein Ge-

rechtfertigungsinn ohne Ausnahme die Partei des Schwächeren oder Benachteiligten. Am Abend deckte er, ehe er zum Stammtisch ging, die ganze Gesellschaft sorgsam mit Tüchern zu, damit sie bei seiner Wiederkehr das grelle Licht nicht fürde.

Der Liebhaber bezog seine gestiederten Freunde nicht aus den großen Vogelhandlungen der Stadt; er fand die Preise dort durchweg zu teuer und sich keineswegs nach Wunsch bedient. Deshalb erneuerte er seine Bestände, wenn zuweilen der Tod mit unbarmherziger Hand hineingriff, bei einem Flachsneider in der Vorstadt, der zugleich dem Vogelfang huldigte. Petruschek, so hieß der Mann, hauste unter bescheidensten Verhältnissen in einer armen Kellernwohnung. Unter all seinen zwischenernden Mitbewohnern, zu denen sich noch ein paar Katzen gesellten, war er wohl der dröckligste Kauz, eine Art ergrauter Papagayo, der zwar keine Papagaya gefunden, aber trotzdem die gute Laune nicht verloren hatte.

Einmal — und nun beginnt unsere bis dahin so banale Geschichte sich allmählich mit einem Hauch des Wunderbaren zu durchatmen — einmal hatte Petruschek gerade am Vortage einen besonders glücklichen Fang getan. Egerstorf betrachtete die Beute, Stück um Stück.

„Was ist denn das da hinten?“ fragte er endlich, auf ein kleines Bauer deutend, das in der finsternen Ecke stand.

„Nicht viel,“ erwiderte unser Papagayo, der keine unangebrachten Sentimentalitäten liebte, „nur ein junger Dompfaff, der eben mit unter's Reh geraten ist. Sein Pech, gerade beim ersten Ausflug mitgefangen zu werden. Sie wissen, vor dem ersten Verfliegen bringt man so was schwerlich durch; geb mir auch weiter gar keine Mühe damit. Wer noch nicht selber fressen kann, der hat bei mir kein Glück. Den hätte erst noch die Mutter über's Größte hinausfüttern müssen!“

Der Postsekretär, sonst diesen Wallungen nicht sonderlich zugänglich, bei dem Worte „Mutter“ fühlte er plötzlich eine leichte Regung des Mitleids. „Armer Kerl,“ murmelte er, denn traurig sah das Vögelchen hinter den Gitterstäben, sein Körnchen Futter im Napf, nichts als ein wenig unsauberes, faulig schimmerndes Wasser. „Für den ist jedes Körnchen zu schade,“ sagte Petruschek, „und Futter kostet Geld, Sie wissen!“

„Geben Sie mir den Vogel,“ stieß Egerstorf plötzlich hervor.

Petruschek sah ihn zweifelnd an, gewärtig, daß der andere seinen vorläufigen Entschluß im nächsten Augenblicke wieder zurücknehmen werde.

„Ich will's versuchen,“ fuhr Elias fort, „vielleicht ist er doch noch durchzubringen — ohne die Mutter.“

Der Schneider zuckte die Achseln: „Sie werden nur Schererei mit ihm haben!“ Aber dann besann er sich rasch, meinte, ein Durchbringen sei immerhin „sehr möglich“ und verlangte nur zwei Mark für den Vogel, die sogleich erlegt wurden.

Auf diese Weise kam unser Held zu dem jungen Vogel, dem er zu Hause ein eigenes Bauer einräumte. „Den hätte noch die Mutter über's Größte hinausfüttern müssen,“ dies Wort — unbegreiflicherweise — verhängte sich in seiner Erinnerung wie sonst wohl die Melodie eines Schlagerliedes, das von aller Lippen summt, gleich der Ueberschrift einer Sensationsnachricht, welche Zeitungsverkäufer an den Straheneden schreiend feilboten.

„Aber ich werd' ihn schon durchbringen, allen Petruscheks zum Trost!“ murmelte Elias und kante dabei seinem Schlingel, der sich allein nicht aben konnte, ein Stücklein butterweicher Birne, ein paar Sonnenblumenkerne vor. Mit zartem Schnabel pickte der Vogel das Dargereichte von den Fingern seines Pflegers.

Befriedigt über diesen Erfolg, suchte Elias an diesem Abend seinen Stammtisch auf. Dort war von den üblichen Dingen die Rede. Daß es früher entschieden anders und besser gewesen; von den heutigen unerschwinglichen Preisen und den verhältnismäßig viel zu geringen Verdienstmöglichkeiten, kurzum von der leidigen Misere des modernen Lebens.

„Ja, selbst die idealen Werte, die Jahrhunderte unangefochten standen, werden heutzutage erschüttert,“ erklärte der Hauptlehrer Meib Wayer, „die ganze Welt, ein einziges Tollhaus des Egoismus ist sie geworden! Jeder denkt nur an sich selbst. Kräftige Ellenbogen, die eigene Person im Gedränge des Lebenskampfes vorzuschieben, gewiß, die haben sie wohl, die Menschen von heutzutage, aber wo sind jene gütigen Hände hingekommen, die Gestrauchelten zu stützen, Niedergebrochenen wieder aufzuhelfen?“

Elias Egerstorf, der lieber zuhörte als selber sprach, öffnete den Mund zu jener obligaten Zustimmung, die er jedem Stammtischredner zuteil werden ließ. Im Inneren regte sich freilich eine gewisse Skepsis. Was da der Lehrer von Idealen, von Menschenliebe und Egoismus predigte, kam seinem nüchternen Sinne etwas überspannt vor. Wenn man, wie er, das künste Kind armer Leute gewesen war, dann galt es eben, wollte man sein Plätzchen an der Sonne oder auch nur hinter einem Posthalter erobern,

zunörderst an sich selber zu denken, bevor man für den Mitmenschen etwas tun konnte. Theorie, recht schöne einleuchtende Theorie, lieber Herr Hauptlehrer, allein die Praxis, die verfluchte Praxis. Man muß sie einmal haben auslöffeln müssen bis auf den letzten Suppenrest, ehe man . . . Elias brach plötzlich in seinen Gedanken ab und beschloß, ihnen an diesem Orte doch nicht Laut zu geben, da seine Ausführungen das Maß dessen, was er sonst am Stammtischrunde zu äußern pflegte, um ein Beträchtliches überschritten hätten. War es nun einmal sein unumstößlicher Grundsatz, sich zu keinen Extravaganzen hinreißen zu lassen. Und als eine solche hätte man sein plötzliches Eingreifen in die Debatte gewiß empfunden.

Schlag elf Uhr brach Elias auf. Auf dem Heimwege fiel ihm plötzlich der Vogel wieder ein. Wie's da wohl stünde?

Nicht gerade zum Besten, das sah der Heimgekehrte nun, als er das kläglich herabhängende Flügelpaar, den stoßweise drängenden Atem bemerkte, der den kleinen Körper grauam erschütterte. „Den hätte die Mutter erst noch über's Größte hinausfüttern müssen!“ Sollte Petruschek doch Recht behalten? Der Postsekretär nahm den Käfig aus dem Wohnzimmer und stellte ihn in seinem Schlafzimmer auf die Kommode, dem Bette gegenüber.

So — jetzt hatte er aber wirklich genug getan. Was man sich eigentlich für unangenehme Dinge auflud, wenn man einer unwillkürlichen Gefühlswallung folgte. „Sie werden nur Schererei mit ihm haben.“ Pächterlich, wegen eines Vogels! Den Schlaf würde er sich durch die Geschichte wahrhaftig nicht rauben lassen. Das hieß entschieden zu weit gegangen. Alles hatte seine Grenzen. Abgesehen davon, daß es auch nicht gerade zu den Annehmlichkeiten des Daseins gehörte, morgen mit übermäßigem Kopfschallerdienst zu machen. Denn jegliche Unregelmäßigkeit barg gerechte Sühne in ihren Folgen. Verkürzte zudem das Leben! Und an den Tod dachte Elias Egerstorf nicht gern.

Deshalb überflog er, schon im Bette liegend, noch rasch die „Witede“ in der Abendzeitung, löschte das Licht und lauschte, bevor er die Lider schloß, noch einmal kurz nach dem Vogel hin. Alles blieb still; nur von der Straße her flatterten kurz die Stimmen zweier Vorübergehender auf und verfliegen sich rasch wieder in der Entfernung.

Ein asthmatischer Lokomotivenpfeiff vom nahen Bahnhof, ein fast unanständig sich gebärdender Ton der Autohupe, nervöses Trambahngeläute, unwillig pfeifende Bremsgeräusche — für Elias waren all diese Laute, welche die Ruhelosigkeit der Großstadt ausstieß, lediglich dazu vorhanden, ihn bald und mühselos in Schlummer zu versenken. Wenn Frau Schulz mitunter über den schrecklichen Lärm auf der Straße und ihre Schlaflosigkeit klagte, lächelte ihr Mieter nur überlegen, ohne eine Spur von Mitleid. Diese Frau hatte „Nerven“, und Nerven waren etwas, das nur in der Einbildung vorhanden war. Für ihn wenigstens, Elias Egerstorf, den Mann mit dem gesunden Schlaf. Er lag freilich vor dem Einschlafen keine aufregenden Romane wie die Schulz. Er ging nicht ins Kino. Eine halbe Stunde vor Mitternacht lag er im Bett. Fünf Minuten später war er hinüber, und wenn man eine Kamoue neben seinem Ohre abgefeuert hätte.

Allein in dieser Nacht geschah das Seltsame. Unversehens schreckte der Postsekretär aus seiner sonst selbstverständlichen Ruhe auf. Hatte er recht gehört? — Vom Vogelstall war ein Ton gekommen, ganz leise zwar, allein doch derart, daß man davon erwachen mußte. Oder war's am Ende nur Täuschung? Kam daher, daß er sich noch kurz vorm Einschlafen mit seinem Pfleger beschäftigt hatte?

Freilich, so eine übertriebene Fürsorge für einen kranken Vogel hatte selbst etwas Krankhaftes an sich; geschah ihm schon recht, wenn sich diese Marotte rächte! Elias, sich gelobend, künstlich kläger und kühler zu sein, drehte sich auf die andere Seite und schlief wieder die Augen.

Da — jetzt aber war's ganz deutlich! Der Vogel hatte einen seltsamen, von Elias noch nie gehörten Laut ausgestoßen. Er klang wie Klageruf, wie ein unterdrückter Hilfschrei, hervorgepreßt aus anstrengender Kehle. Jeden Augenblick konnte er sich wiederholen.

Egerstorf richtete sich im Bette auf; ein leises Zittern überziekte ihn.

Dann kam der dritte Schrei . . .

„Hilfe, Hilfe!“ Klang's nicht so?

Hilfe, Hilfe! — einmal, als Elias abends spät vom Wirtshaus heimging, hatte er einen ähnlichen Schrei aus den Anlagen gellen hören. Aufmerksam war der plötzlich aus dem Schweigen der Mitternacht, gleich einem Schlanaenhaupt, das raschelnd aus dem Dunkel herabender Gesträuche zückt. Und wie Schlanaenhäupter näher, steller Schreck nach ihm: Elias begann zu laufen, daß er über Bordsteine stolperte, an Ecken anraunte, bis er endlich schweißgebadet, während sein Herz zum Hals hinaufschämerte, im Hause angekommen war, wohin, wie er wußte, ihm kein Schreck

nis gespenstiger Nacht folgen konnte. Sollte es ihm auch bis zur Haustüre auf den Fersen gewesen sein; diese mit letzter Kraft ins Schloß schmetternd, hatte er gewiß den Verfolger zermalmt; schon auf der Treppe fühlte er sich frei. Der furchtbare Schrei, der sich ihm eingewöhlt hatte wie eine Wiper, jetzt war er aus seinen Ohren. Trotzdem vermied er, folgenden Tags die Zeitung zu lesen, um nicht bei der Schilderung eines Ueberfalls oder gar eines Mordes noch einmal jenen furchterlichen Schrei hören zu müssen, den Todesnot über bebende Lippen geheßt hatte.

Warum fiel ihm gerade heute nacht dieser Schrei wieder ein? Mit so unabweißbarer, unerbittlicher Macht, wo doch nur ein leiser Ton aus eines kleinen Vogels Kehle durch's Zimmer gesickert war, um kläglich an den Fensterreihen zu ersterben? Weshalb hörte er jetzt, nach Jahren, abermals jenen entsetzlichen Hilferuf, nur mit dem Unterschiede, daß er ihm diesmal nicht davonlaufen, den Verfolger nicht mit der zugeworfenen Haustür zerschmettern konnte?

Eines fiel ihm, gleich einem rettenden Gedanken, ein: Licht machen, sofort Licht machen! Er strich ein Bündel Holz an, es verlosch unter seinen bebenden Händen. Erst der zweite Versuch gelang.

Gott sei Dank, nun war Licht im Zimmer. Und siehe, jetzt, da ein erneuter Ruf vom Bauer herkam, schien er Elias nicht mehr so gelb und meißerscharf, nur unsagbar traurig, unsagbar verzweiflungsvoll . . .

Elias begriff: der Vogel rief nach seiner Mutter; er fürchtete sich wohl in dem weiten Käfig, allein in einem rätselhaften Dunkel, unter dessen Schube etwas auf ihn zuschlich, mit jählings ausgespreizten Fingern nach ihm greifen wollte . . .

„Mutter, Mutter!“ so entrang es sich noch einmal, aber schon ermattend im Widerstand gegen den unbekanntem Bürger, der kleinen Vogelkehle.

Der Postsekretär erhob sich, um näher zuzusehen. Es lag ihm wirklich nichts mehr daran, ob er morgen im Dienste einen schweren Kopf haben oder sich gar um ein paar Mark verrechnen würde, denn heiser, glühender, überwältigender allen Adern und Venen einströmend, als dies am Nachmittage bei Petrusch der Fall gewesen war, durchwallte ihn jetzt das Mitleid mit der hilflosen Kreatur in ihrer ulerlosen, rings sie umspülenden Verlassenheit.

„Nicht mehr fürchten!“ küsterte er seinem Schützling zu, „morgen holen wir Mutter, Mutter muß kommen!“

Und da Elias merkte, wie Krämpfe den kleinen Körper durchrüttelten, nahm er das sterbende Tier aus seinem Käfig und umschloß es mit der Hand, um den erlaskenden Gliedern von der eiaenen Wärme mitzuteilen, um es zu schirmen und bergen vor etwas unbegreiflich Grausamen, das die Krallen nach seinem unschuldigen Opfer rechte in satanischer Lust, es langsam zu zerauet-schen, abzudrosseln, in entsetzlicher, rätselhafter Mordgier.

Elias Egerstorf sah und wachte, den verendenden Vogel, dessen Todeszuckungen er spürte, stumm in der Hand. Und in diesen bangen, schlier endlosen Stunden, die scheinbar nur widerwillig dem Morgen näherzölichen, kreisten seine Gedanken lediglich um dies eine, das ihn wunderbar tief ergriff und bannte: daß es schrecklich war, allein zu sein, eine winzige Kreatur in fremdem, unermesslichem Raume, in dem rätselvolle, überstarke Mächte sich dunkel und drohend bewegen. Nichts, nichts, so fand Elias nach-sinnend heraus, sei wohl auf Erden mehr zu fürchten, als solche Einsamkeit in der die Welt zum öden Meere wird, auf dem man sonder Hilfe treibt und endlich verflukt.

Christus, an den Elias eigentlich seit seiner Konfirmation nicht mehr gedacht hatte, Christus am Kreuze war plötzlich in seinen verführten Sinnen, und kein Wort aus seinem Munde wollte ihn so urgewaltig erareffen, als jener verzweiflungsvolle, aus tiefsten Abgründen des Verlassenseins emporgetauchte: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!“

Denn erst, wenn einer starb, so blänkte es in diesem Augen-blicke Elias Egerstorf, wenn er angelangt war auf der Wasser-scheide zwischen Zeit und Ewigkeit, dann begriff er, wie groß und fremd die Welt war, in der seine Nase ungehört verhallen, dann fühlte sich's mit ganzer Schwere, wie arm und verlassen wir Ge-schöpfe sind in dieser grenzenlosen Wüste.

Christus am Kreuze hatte geschrien und dieser kleine Vogel hatte geschrien und auch er, Elias Egerstorf, würde schreien in jener Stunde der höchsten Not. Die ganze Welt war erfüllt von solchem Schreien der Todesangst, die sich täglich Hunderten, Tau-senden von Kehlen entpreßten, in den Krankenhäusern, auf den Schafotten, in den Schlachthöfen . . . So übergelb war die Welt davon, daß, suchte man dem Schreien des einen zu entrinne-n, man geradenwegs in des anderen Todesnot hineinflief. Es gab keinen Ausweg.

Die Kerze war heruntergebrannt. Schlichtern lugte schon der Morgen durch die Vorhänge. Elias Bergstorf, der mit seinen Ge-danken in so weite Fernen gedrungen war wie noch niemals in seinem Leben, erinnerte sich plötzlich wieder des kleinen Vogels, Kalt und steif ruhte der in seiner Hand. Er war tot.

Jäher Vorwurf sprang in Elias auf. Nicht einmal dem grim-men Widersacher zu wehren, hatte er die Kraft besessen, willenlos dem Tode seine Beute überlassen.

„Bestorben — verdorben,“ murmelte der bewegungslos Sitzende, während draußen sechs Stundenschläge wie Tränen vom Turm der nahen Kirche auf das Pflaster tropften.

Nach aber, als versuche er zu trösten, tastete sich ein erster Sonnenstrahl durch die Gardinen, traf das tote Vöglein in Elias' trostlos entfalteter Hand und verhing sich wie stäubendes Gold in dem zarten Flaum seines Gefieders. Fast schien es, als wolle der leblose Körper noch einmal erwärmen, die geschlossenen Augen sich noch einmal öffnen. War's Täuschung, war es Wirklichkeit; Elias kam es vor, als strecke sich sein Schützling sanft und wohlthig in seine Hand, so wie ein Kind sich noch einmal in die Kissen schmiegt, wenn es die Hand der Mutter am Morgen aus seinen Träumen streichelt.

Und plötzlich fühlte sich Elias frei von Trauer und Furcht, beinahe heiter, Lieblosend fuhren seine Finger über das in Todes-not gekränkte Gefieder, das sich unter ihrem leichten Drucke zu glätten begann. Nun waren sie fort — alle Schauer der Nacht, Die Schale war abgefallen; freudige Gewißheit: er war zum Kerne gedungen. Wie das Innere einer vollreifen Frucht, die man zerteilt hat, lächte ihn der Morgen an.

Elias dachte sich aus, wie er den kleinen Toten unter einem Schlehdorn bestatten wolle, in dessen Gezweige Freunde und Brü-der nisteten.

Dann pochte es.

Witwe Schulz brachte den Morgentasse.

Bestürzt, ihren Mieter so reglos sitzen zu sehen, stieß sie einen kurzen Schrei aus.

„Um Gotteswillen, Herr Sekretär, sind Sie krank?“ Und da noch keine Antwort kam: „Haben Sie eine schlimme Nacht gehabt?“

„Nur einen Traum, Frau Schulz . . .“

„Einen Traum?“

„Ja, wenn Sie es wissen wollen, einen Traum vom Tod!“

Die Frau erschauerte. Elias aber lächelte leise vor sich hin.

„Ach nein, Herr Egerstorf, wie Sie bei so etwas auch noch lachen mögen. Ich bin nicht abergläubisch, aber ich würde mich fürchten, wenn ich vom Tode träumte . . .“

„Ganz falsch,“ erwiderte der Postsekretär, „ganz falsch! Glauben Sie mir, Frau Schulz, das Sterben ist vielleicht gar nicht so schwer, wenn es uns“ — und damit wies er auf den toten Vogel in seiner Hand — „so ein kleines Geschöpf wie dieses lehren kann.“

Heinrich Bierordt / Der „Darmstädter Hof“ in Karlsruhe

Bu Karlsruhe steht am Zirkel
Ein altes Rokokohaus,
Mit steinernen Fensterzieraten
Schaut's schmucl und statlich aus.

Da läßt sich gar lieblich denken,
Mit glühendem Puder bestaubt,
Dort hinter den weißen Gardinen
Ein Rokokomädchenhaupt;

Haarbeutel und Zopferücken,
Samt, Seiden in allen Couleurs,
Und sonstiger uraltmod'ische
Toilettenzubehör . . .

Seit anderthalbhundert Jahren
Geh'n Gäste hier aus und ein,
Da gab es im Laufe der Zeiten
Manch Durcheinanderschrei'n!

Die Becher schwimmen zusammen
Im Lebensströme frisch,
Sie schlagen mit wuchtigen Fäusten
Rechtshaberlich auf den Tisch.

Sie diskutieren martialisch
Mit weinrotem Angesicht,
Sie schneuzen mit Messinglichtschieren
Das funkelnde Unschlittlicht.

Dort kneipen im Tabakbunste
Die Raucher und schnupfen dabet;
Heiducken und Kammerhusaren
In markgräflicher Doret;

Sie zetern von Klopstocks Berufung
Zur jungen Fächerstadt,
Und was für seltsame Baunen
Der Markgraf Karl Friedrich hat:

Daß er Messiasfänger
Aus Hamburg gar hersprengt,
Solch hergelauf'ne Poeten
An seinem Hof empfängt

Und wieder im Wandel der Jahre
Die Tage rollen so fort:
Jetzt sitzen Rheinhundsoldaten
Im lauschigen Winkel dort,

Sie beheln durch in Gesprächen
Die kriegsfrohe Gegenwart,
Und wie bald ganz Europa
Unter'm Hute des Bonaparte.

Nur Rußland sei noch zu bezwingen,
Das gebe sich leicht und schnell
Von Moskau geh's dann nach Indien —
Meint gar ein verwog'ner Gesell

Nun hebt sich ein Flüstern, ein Raunen,
Ein Reden der Hälse gerad':
Herein tritt in langem Gehrock
Herr Hebel, der Prälat;

Der Schreiber der schönen Geschichten,
Die im Kalender steh'n —
Da rückt man ein bißchen vom Stuhle
Und löst sich auf den Beß'n.

Und wer seinen Dreißig noch auf hat,
Der küßt ihn ein wenig empor
Und neigt sich in stiller Ehrfurcht
Vor dem Mann mit dem gold'nen Humor.

Und wiederum rinnen hinunter
Die Jahre gemächlich und breit:
Nun sieht man in Vatermördern
Der Vierdermeierzeit;

Nun schlingt man Niesenhalbsbinden,
Schnürt zu die Kehlen sich,
Schimpft auf den Bund, den deutschen,
Und den alten Metternich;

Der mit Poltzeltischenen,
Zensur und Paß und Maut,
Deutschland und Oesterreich knebelt,
Daß jedem vor ihm graut.

Der hätt' es gehabt in Händen,
Wenn ehrlich er gewollt,
Daß Elsaß deutsch zu machen —
Kein Wunder, daß man ihm großt! . . .

Becht sorglos, ihr fröhlichen Becher,
Derweil die Welt draußen brennt!
Die bemalten Fensterglascheiben
Glüh'n traulich wie Transparent.

Und wieder verrauschen Jahrzehnte,
Bequem und philistergenehm,
Im Staub klast, in der Gasse,
Herrn Metternichs System.

Ist zechen an hölzernen Tischen
Mit schwarzrotgold'ner Fahn'
Frelschärler in Federbüten
Mit roten Federn dran,

Und „Deutschland über Alles“
Erbraunt mit wlldem Haß,
Als spränge vor Begeißt'ung
Der ganze Erdenball.

Die farbigen, gaukelnden Bilder
Bergingen wie Seifenschaum;
Entblättert dörrt am Boden
Der Völker Frühlingstraum

Kurz vorher war aus Freiburg
Ein Wand'rer hier eingelehrt,
Der stellte den Wanderredner
An dieses Heimes Herd;

Ein kleines, unscheinbares Männchen,
Doch gar ein starker Geist,
Ein großer Seelenwilt'rer —
Herr Alban Stolz er heißt.

Der fühlte sich sehr behaglich
In dieser Herberg Bereth,
Und was er andächtig erlebte,
Schrieb er ins Tagebuch gleich

Und knapp war ein Viertelfahrhundert
Gerauscht zur Ewigkeit,
Da sitzen hier Saugesbrüder
In neuer, großer Zeit.

Nicht mehr bei Unschlitt und Wachslit
Beeren sie Glas um Glas,
Sie schmeltern ihre Nleder
Nunmehr bei klarem Gas:

Sie singen vom deutschen Kaiser,
Der aus dem Kyffhäuser stieg,
Von einem gefangenen Heere,
Vom mächtigen Sedansieg;

Sie schwärmen von Heldenmären,
Von Tagen unerhört,
Vom wiedergewonnenen Elsaß,
Von Weihenburg und Wörth;

Und wie sie vor Straßburg lagen
In feuchter, herbstlicher Nacht,
Und wie der Gott der Geschichte
Alles so trefflich gemacht!

Dann steigt empor wie Gewitter
Bei gold'nem Marktgräflerwein
Aus den Kehlen der Leibgrenadiere
Gen Himmel „Die Wacht am Rhein“

Blüh' weiter, du Herberg' am Birkel,
In täglich erneuertem Glanz,
Ehrwürdigstes, ältestes Gasthaus
Der Hauptstadt des badischen Landes!

Und wieder nach fünfzig Jahren
Erglomm ein' andere Welt —
Da zerklüfzte die Kaiserkrone,
Zersplittert, sturmzerseht.

Das war so die Zeitendauer
Mittlicher Weltreiche schon,
Bei Medern und bei Persern,
Assur und Babylon.

Nun zecht in sportlichen Mühen
Eine völlig neue Schar,
Janzst „Deutschland über Alles“
Wie im Achtundvierziger Jahr.

Es fallen ganz neue Worte,
Es klingt ein ganz neuer Ton:
Von Weltkrieg, Rentnerfürsorge,
Aufwertung und Inflation!

Wo Rembrandtlich Halb Dunkel herrschte,
Ist's taghell im Lokal,
Grell sind die Gesichter belichtet
Von elektrischer Ampeln Strahl.

Soldaten gibt es jetzt keine,
Man kneipt nur in Stoll —
Es ist ein ewig neues
Und doch ein altes Spiel.

Markgrafen und Großherzöge
Sind alle längst dahin —
Jetzt strecken sie sich um's Lustschiff
Des Grafen Reppellin.

Sie reden nicht mehr von Standarten,
Die in der Schlacht zerlegt,
Sie reden von den „Vereinten
Staaten Europas“ jetzt

Nun haben sie doch noch gegründet,
Mit unbengsamem Genick,
Die schicksalgewollte, soziale,
Die deutsche Republik!

Die gottgewollte, soziale,
Die schien einst eitler Wahn —
Helß brach mit Feuerbergkräften
Der Gedank' an die Menschheit sich Wahn!

Die einen haben's bejubelt,
Den andern hat es geirrt —
Die Welt, die Schlange, sie streift halt
Zuweilen ab ihre Haut.

So war's von Anbeginn,
Vom Schöpfungsmorgenschein,
So wird es bis ans Ende,
Der Tage lehtem, sein!

Kopf hoch, ihr guten Leute,
Und kühl bis an das Herz!
Die Welt braucht Unterhaltung,
Gönnt ihr den bunten Scherz! . . .